



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 35.

Wiesbaden, den 14. Mai 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Lorch“ von Hofrat Dr. C. Spielmann, Wiesbaden. — „Am Rhein“ von Johanna Weidlich, Braubach. — „Alfred Reibel“ von G. Kolde-
manz. — „Sein Eisen“ von G. Katonel. — „Die übel ausgefallene
Gewinnjucht.“ — Weitere Ecte.

Zum Geleite.

Die Zeit der Ritterlichkeit wird niemals vorbei sein, so lange noch
einem Unrecht auf Erden nicht abgeholfen ward und es noch einen gibt,
der da sagt: Ich will helfen oder mein Leben lassen. Schlegel.

Lorch.

Von Dr. C. Spielmann, Wiesbaden.

Das Rheintal verengt sich unterhalb des Bingerer
Loches; die Berge treten zu beiden Seiten näher an das
Ufer heran und lassen den Orten nur einen schmalen Strei-
fen Raum zur Längs- und geringer Tiefenausdehnung. So
angelehnt an den Berghang liegt auch das Städtchen Lorch,
an der Mündung des gewundenen, schluchtartigen Wisper-
thales, hüben und drüben von steilen Bergvorsprüngen
überhöht.

Lorch, altdeutsch Lorecho, ist ein altes Städtchen; mit
dem abwärts liegenden Dorf Lorchhausen, das jedenfalls ein
Ableger von ihm ist, bildet es die Grenze des Rheingaus;
hier hörte die Herrschaft des Mainzer Krummstabes und
Rades auf. Unter dem frommen Kaiser Ludwig, des gro-
ßen Karl Sohn, tritt es anno 832 erstmalig in der Ge-
schichte auf, und es hat den Ruhm, daß bei ihm zuerst
von allen Weinorten des Rheingaus vom Weinbau die
Rede ist; denn der genannte Kaiser schenkte damals der
oberfränkischen Abtei Hasenried Weingärten bei Lorch.
Und zwar gedeihen hier zweierlei Arten in gleicher Güte
nebeneinander, Weißwein und Rotwein, letzterer zwar
in geringerem Quantum, doch in Qualität gleich hinter
dem Altmannshausener rangierend. Der Bodenthaler
(Lorch) gehörte zu Anfang unseres Jahrhunderts zu
den besten Rheinweinen überhaupt.

Das Städtchen liegt halb hinter dem hohen Bahn-
damme verborgen, der ja bei so manchen Orten auf der
rechtsrheinischen Seite die Aussicht vom Ströme aus be-
nimmt. Andererseits hat er auch wieder sein Gutes; denn
er gewährt den Niederlassungen Schutz bei Hochwasser und
Eisgang. Die treibenden Eisblöcke stoßen sich an den festen
Wänden des Dammes, drehen sich nach der Mitte des Stro-
mes, häufen sich dort aufeinander und drängen in wildem
Gewirbel weiter. Ebenso geht es den Wogen, die zuerst
durch die Enge des Bingerer Loches hereinstürzen, von
den Fluten der Nahe verstärkt. Kommt es allerdings vor,
daß der Eisgang, wie in 1880, oder das Hochwasser, wie

in 1882, über die Dämme geht, dann wird die Gefahr be-
drohlich und kaum abwendbar. Mit Schrecken denken die
Uferbewohner an die bösen Zeiten zurück und haben also
Ursachen, sich jedes gut verlaufenen Winters sehr zu
freuen.

Ueber Städtchen und Damm hinaus ragt die alte,
schöne gotische Kirche, die wohl dem dreizehnten Jahr-
hundert entstammt; die innere Einrichtung, von der sich
Teile heute noch erhalten haben, ist zwei Jahrhunderte
jünger. Sehenswert ist noch der Taufstein von 1464 und
der Hochaltar von 1483, ein Kunstwerk des berühmten
Holzschnitzers Georg Syrlin von Ulm. Allein, sehr, sehr
viel ist im Jahre 1819 einem plötzlichen Anfall von Van-
dalismus zum Opfer gefallen. Man verkaufte in genann-
tem Jahre Figuren, Gemälde und selbst Fenster an Spe-
kulanten, und da man einmal am Werke war, so verwen-
dete man auch Denkmäler zu Platten und Treppensufen.
Eine gewisse Scheu scheint aber doch abgehalten zu haben,
sich an den ehrwürdigen Steinbildern der bedeutenden
Lorch'er Ritter, u. a. des kaiserlichen Feldmarschalls Jo-
hann Hilchen zu vergreifen, die schöne Steinmeharbeit
dürfen wir also heute noch bewundern.

Auf dem Kirchhofe steht ein altes, schön gearbeitetes
Kruzifix, an das sich eine fromme Sage knüpft. Die Schwe-
den erstürmten Lorch und wollten auch die Kirche plün-
dern. Eine tapfere Schar verteidigte das Gotteshaus mit
dem Mute der Verzweiflung; alle bis auf einen wurden
niedergemacht. Da warf sich dieser letzte Kämpfer vor
dem Kruzifix auf die Knie und rief mit seinem letzten
Atem den Herrgott selbst zur Hilfe auf.

Und horch! Drommeten schmettern mit fürchterlichem Schall,
Und aus den Gräbern steigen die Lorch'er Ritter all.
Und schlagen die Bedränger in grauenvoller Wucht
Mit Schwertern und mit Hippen zu Tod und in die flucht.

Trotzdem hatte Lorch anderthalb Jahrzehnte später
abermals ein blutiges Mordgemetzel zu schauen. Die

franzosen hatten sich damals auf dem Kirchhofe festgesetzt und dabei als Schanzkörbe die Lorch Stüdfässer verwendet, nachdem sie sie geleert hatten.

Da mögen die alten Lorch Kirchenglocken fröhlich geläutet haben als es 1648 Friede auf Erden! hieß. Sie läuten so wunderbar, so harmonisch, daß manche ihre Stimmen die schönsten im ganzen Rheingau nennen. Der Schiffer horcht auf, wenn sie zu ertönen beginnen, und der Winzer nimmt andächtig seine Kappe ab; auf dem stolz vorüberauschenden Dampfer aber legt der Reisende lauschend die Hand hinter das Ohr; es klingt so feierlich in dem engen Rheintale, das Morgen- und Abendgeläute, namentlich aber das volle Geläute, das zum Gottesdienste ruft.

Der alte Flecken Lorch war früher stark befestigt, jenseits der Wispermündung stand auf der Vorhöhe des Teufelskädrichs der starke Burgturm Nolling oder Nöllich, die letzte malnzische Warte im Rheingau. Starke Befestigungsmauern liefen von ihm nach Lorchhausen und nach der Wisper hinunter, die von einer steinernen Brücke überwölbt war. Hinter Lorch, am Berghange her, setzte sich die Mauer fort und faßte südlich wie eine Klammer um den Ort herum. In der Mauer befanden sich fünf Tore; die Rheinseite war offen. Merkwürdig, trotz dieser Befestigung und seines starken Verkehrs bildete Lorch früher keine Stadt.

Der Nolling war keine Burg; aber ihm gegenüber stand eine, Fürsteneck genannt, die aber nicht lange existierte. Kennst du, Leser, die Sage vom blinden Schützen von Fürsteneck? Die Fürsteneck und die gegenüber horstenden Soonecker, auf dem Felseneste an der Ecke des Soonwaldes, waren geschworene Feinde; einmal bekam der Soonecker seinen Gegner in die Hand, ließ ihn blenden und ins Verließ werfen. Im rohen Uebermuth wettete er beim Saufgelage, der Blinde, als ausgezeichnete Pfeilschütze bekannt, vermöge auch jetzt noch sein Ziel zu treffen. Um ihm den Spott anzutun, läßt er ihn holen und bedroht ihn, als er sich weigert zu schießen, mit dem Tode.

„Da, auf des Blinden Wange erglüht ein leises Rot; Gott, laß es mich erreichen! Wohlan, ich wag es schon; Gebt für den Pfeil das Zeichen, wohin Ihr's seht, den Ton, Und sieh, zu Boden klinget ein Becher: Schieß jetzt! Der Burgherr spricht; da dringet ein Pfeil ihm in den Mund. Durchbohrt das Hirn inmitten; ein Blutstrom quillt hervor, Sein Leben ist zerschnitten; er sinkt dahin, der Tor.“

Aber damit hat die Sage nicht genug. Sie wahrte die Symmetrie und den Kontrast gern zugleich. Demgemäß muß auf der andern Seite der Wisper, überm Nöllich, auf dem steilen Kädrich auch ein Schloß, und zwar das der Lorch Ritter gestanden haben, das auf der schroffen Höhe natürlich nur der Teufel gebaut haben kann, weshalb der Felsenpfad hinauf die Teufelsleiter heißt. Das ist symmetrisch. Und auf dieser Burg muß eine freundliche Sage spielen, zu der Fürstenecker Kontrastierend. So gehört sich's. Ein junger Knappe liebt ein Lorch Ritterfräulein. Ein fremder Namenlos, Nirgendher und Nichtsimbeutel soll aber nur dem alten Ritterproß mit so und so viel Ahnen kommen, so sehr auch das Fräulein sich die Augenlein rot weint! „So er die Teufelsleiter hinaufreitet!“ hohnlacht der Alte. „Dann, und sonst nicht.“ Aber der Kühne wagt es; er fragt nichts nach Tod und Grauen, er verläßt sich auf sein treues Roß und ermutigt sich selbst durch den Blick auf den Lohn, der ihm winkt.

Und horch, jetzt tönen Lieder,
Jetzt strahlt's wie Himmelsglanz.
Vom Turme beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.
Ihr Vater rufet bezwungen:
„Willkommen, mein junger Held!
Du hast die Braut dir errungen;
Dem Kühnen gehört die Welt.“

Die Sage kehrt in deutschen Gauen mehrfach wieder. Was will sie denn zum Ausdruck bringen? Nichts anders

als die tiefe und starke Macht der Liebe, der kein Hindernis zu groß und keine Gefahr zu drohend ist.

Die Lorch haben aber auch die schöne Geschichte vom Kädrichritter benutzt, um dem Fremden gegenüber einen satirischen Pferdefuß gelegentlich herauszuführen. Wenn der Hörer noch ganz in dem Banne der Erzählung des wunderbaren Ereignisses befangen ist, schicken sie ihn ganz harmloser Miene auf ihr Rathhaus, damit er dort sich Sattel und Saumzeug des schneidigen Reiters zeigen lasse, und drehen dem Geuzten dann heimlich eine Nase.

(Schluß folgt.)



Am Rhein.

Von Johanna Weiskirch.

Ein Sommerabend war's am Rhein. Den heil'gen Strom
Umfloßen purpuraolbne Königskorben
Derab vom dunkelblauen Himmelsdom,
In dem die Sonne sank, in vollen Farben,
Ich lehnte wie gebannt am Uferhang
Und meine Seele war ein einzig Lauschen.
Bis daß des Tages letztes Lied verklang
Und wie im Traume Klang der Wellen Rauschen.
Schon wendete mein Fuß, da trug aus Ohr
Mir einen Saug des Abendwindes Wehen,
Der näher bald erklang, bald sich verlor,
Der mich erarriff, und wartend blieb ich stehen.
Zwei Reizen waren's nur; noch nie gehört
Von mir, noch nie von mir gesungen,
Und hatten doch sofort mein Herz betört
Samt ihren Sängern, forschen, rhein'schen Jungen.
Barfuß, gebräunt vom Wetter und vom Wind,
Mit hellen Augen und mit roten Wangen,
So kamen sie, die armer Leute Kind,
Im gleichen Schritt und Tritt daberangegangen.
Sie zählten wenig Lenze nur. Der eine trug
Ein hölzern Schwert — es hing ihm von der Hüfte —
Und am zertrauten Hosenbein er schlug
Den Takt zum Sang, der jauchzte durch die Lüfte:
„Geh, Mädel, weine nicht und sei nicht trau—er—ig,
Nach deinem In—fan—trift das Herz nicht schwer!“
Mit heller Stimme sang's der eine Schelm;
Die zweite Stimme hatte übernommen
Der andre, und begeistert seinen Helm
Aus Pappdeckel sich vom Schovf genommen
Und schwentte ihn beim Singen hin und her;
Es glänzten ihm wie Hefengold die Locken,
Auf seinem Rücken tanzte ein Gewehr,
Und ohne Pause Klang es voll Frohlocken:
„Geh, Mädel, weine nicht und sei nicht trau—er—ig,
Nach deinem In—fan—trift das Herz nicht schwer!“
Sie sahen mich wohl stehn, doch achtilos flog
Der Sängers Blick an mir vorbei ins Weiße;
In ihren Seelen wohl vorüber zog
Alldentschlands Heer im heil'gen Völkerstreite.
Auf ihren Spuren, die das Lied unischwoll,
Schritt ich beim letzten Abendrot-Erblaffen,
Von einem Wunsch das Herz, die Seele voll,
Durch eines Städchens alte, traute Gassen:
O möchten doch die Landsturm-Väter sehn
Jetzt ihre kerngesunden rhein'schen Jungen,
Dann wüßten sie: die werden schützend stehn
Bis in den Tod zu dem, was wir errungen!
Ich aber weiß: es wird noch manches Jahr
Mich zu der stolzen, trub'gen Marksburg führen
Vom Rhein herüber oft ein Stimmenpaar
Im Wachen und im Traume also grüßen:
„Geh, Mädel, weine nicht und sei nicht trau—er—ig,
Nach deinem In—fan—trift das Herz nicht schwer!“



Alfred Rethel.

Zu seinem hundertsten Geburtstag.
Von G. Koldemana.

Als im Dezember 1859 die Düsseldorfier Künstler Alfred Rethel, dem bedeutendsten Historienmaler des 19. Jahrhunderts, das letzte Geleit gaben, wußten sie wohl, daß ein großer Meister deutscher Kunst zu Grabe getragen wurde. Doch seine Bedeutung als Monumentalmaler großen Stiles im Geiste Grünewalds und Dirers ist erst in unseren Tagen richtig bewertet worden. Seine Haupterschöpfungen, die bezwingenden Fresken des Racheners Rathhauses, sein „Dannibals-Zug“ und sein berühmtestes Werk „Auch ein Totentanz“ sind bis heute von keinem neueren Künstler übertroffen worden. Ein tragisches Schicksal schnitt den Lebensfaden des erst zweiundvierzigjährigen Meisters durch. Seinem künstlerischen Schaffen hatte bereits vor sieben Jahren eine plötzlich auftretende Geisteskrankheit ein jähes Ende bereitet.

Alfred Rethel ist auf Haus Dieverbend bei Rachen geboren und wuchs als sartes doch temperamentvolles Kind auf. Eine Schule konnte er nicht besuchen, er wurde von einem Wagen überfahren und am Kopfe verletzt, so daß er schwerhörig wurde und die Mutter ihn dabei unterweisen mußte. Frühzeitig gab ihm seine lebhafteste Phantasie den Zeichenstift in die Hand. Zufällig sind 120 dieser Kinderzeichnungen Rethels erhalten geblieben und zieren heute das Racheners Museum. Besonders bemerkenswert ist darunter eine Zeichnung des Zwölfjährigen, die zwei durchgehende Dörfen, die auf dem Markt alles in wilde Flucht schlagen, mit fabelhafter Treffsicherheit festhält. Die flüchtigen Umrißlinien zeugen von schärfster Beobachtungskraft des Knaben. Seine ersten künstlerischen Versuche hatte der Zeichenlehrer Bastin in Rachen gelenkt, dann kam der Knabe 1829 nach Düsseldorf auf die Akademie, die damals der ehemalige Nazarener Schadow leitete. Hier lernte er schnell die technischen Handgriffe und malte Waffen und Gewänder im leichten, angenehmen Kolorit, wie es damals in Düsseldorf üblich war. Schon 1832 stellte er sein erstes Delgemälde, den „Heiligen Bonifacius“ aus, der zwar noch unter dem Einfluß der Düsseldorfier romantischen Schule stand, aber durch die hohehaltvolle Haltung überroste. Es wurde vom Rheinischen Kunstverein angekauft. Heute hängt es in der Berliner Nationalgalerie, die auch die fünf Kartons zu den im Kaisersaal des Rathhauses zu Rachen ausgeführten Freskogrammen aus dem Leben Karls des Großen enthält. Die Bonifaciuslegende hat er dann bis 1836 noch zweimal reifer und vollendeter wiederholt. Gleichzeitig übte sich der junge Künstler im Komponieren und vertiefte sich autodidaktisch in historische Studien, die seine frühen Schöpfungen beeinflussten haben. Seine stärkste Kraft lag damals schon im Zeichnerischen und in seiner herben Linienkunst. Schon früh hat er für seine Angehörigen sorgen müssen, sein Vater starb verarmt 1839, und er spendete seiner Mutter den Erlös seiner Bilder. So war er oft gezwungen, durch Illustrieren von Sagen- und Geschichtsbüchern seinen großen Unterhalt zu fristen. Die Farbe kam in seinen frühen Arbeiten weniger zur Geltung. Seine koloristische Begabung hat er jedoch in dem Bildnis seiner Mutter (1836) erwiesen. Seine starke Empfindungswelt fand in dem engen Düsseldorf keine Entwicklungsmöglichkeiten, so verließ er 1836 mit gleichgesinnten rheinischen Kollegen die Akademie und suchte bei weit im Staedel'schen Institut zu Frankfurt a. M. neue Anregungen. Er wurde dort „mutiger“ und fand das, was er malte „lebendiger“. Es entfielen umfangreiche Kompositionen, die in Zyklen die Taten großer Männer schildern. So begann er 1840 seinen „Dannibal-Zug“ und im gleichen Jahre gewann Rethel die Konkurrenz um die Ausmalung des Racheners Rathhauseales. Leider verzögerte sich der Beginn dieser Arbeit um 6 Jahre. Ein Streit über die bauliche Ausgestaltung des Rathhauses verzögerte die Ausmalung. Er malte in der Zwischenzeit für den Römer zu Frankfurt a. M. vier Kaiserbildnisse: Philipp von Schwaben, Karl V., Maximilian I. und Maximilian II. Auch die zehn Zeichnungen zu der illustrierten Ausgabe des Nibelungenliedes von Warbach in ihrer herben Holzschnittmanier entstammen jener Zeit. Im Herbst 1844 trat er seine Reise nach Rom an, um die Freskomalerei der alten Italiener zu studieren. 1845 nach Frankfurt a. M. zurückgekehrt, malte er ein Freskobild „Kaiser Max an der Martinswand“ an seine Atelierwand. Schließlich erreichte er 1846 in Berlin durch eine Audienz beim König, daß er mit den Racheners Fresken beginnen konnte. Er malte zuerst das Freskobild „Otto III. in der Gruft Karls des Großen“, dann stellte er die Ueberwindung der heidnischen Sagen im „Sturz der Irminsäule“ dar. Diese ersten Freskoversuche Rethels wirken noch als vergrößerte Staffeleibilder, aber schon in dem

nächsten „Die Maurenblut bei Cordoba“ (1849/50) fand er den richtigen Maßstab, ebenso in dem „Einsug in Paria“ (1850/51) und der „Taufe Witekind's“. Von der letzten Arbeit hat er nur die Farbenklisse, den Karton und die Studien geschaffen, das Freskobild wurde später von Nehren ausgeführt. Diese letzten drei Arbeiten Rethels sind Wandbilder von großer monumentaler Raumkunst, die weit über das rein Dekorative hinausgehen. So überwand der Künstler mit seiner großartigen Konturenkunst die altdüsseldorfer Schule und wurde der Wiederbeleber der monumentalen Freskomalerei. Alle Vorzüge Rethels findet man aber in seinem populärsten Werk der Holzschnittfolge „Auch ein Totentanz“ von 1848 wieder.

In diesen künstlerisch sehr hoch stehenden Blättern steigert sich Rethels Ausdrucksfähigkeit in dem holpernden und stolpernden Gerippe zu bezwingender Gestaltungskraft.

Während Rethel seine Freskobilder im Racheners Rathhouse malte und manchmal die häßlichen Bemerkungen der Besucher vernehmen mußte, kamen verzweifelte Stimmungen, und er sah in Tränen zusammengesunken vor seiner Arbeit. Er errang sich eine geliebte Frau, doch auf der Hochzeitsreise kam es 1853 zur Katastrophe; als unheilbar kranker weilte er in einer Irrenanstalt, wo ihm am 1. Dezember der „Tod als Freund“ nahte, wie er ihn einst bezeichnet hatte.



Sein Eisernes.

Erzählung von Hans Natonek.

Der Kriegsfreiwillige Fritz Engerlin war noch nicht ganz zwei Wochen im Feld, als sein kampfglühendes Regiment die Aufgabe erhielt, eine verschanzte Höhe bei ... zu stürmen.

Die Höhe müssen wir haben, sagten die Offiziere, visierten mit ihren Ferngläsern und legten die strategischen Gründe auseinander.

Aber die Soldaten sagten ganz einfach, die Höhe müssen wir haben, und stampften mit ihren Gewehrkolben ungeduldig auf den Boden.

Dem Einjährig-Freiwilligen Fritz Engerlin, 19jährig, in seinem „Zivilberuf“ Gymnasialstudent, der soeben das Notabitur gemacht hatte, klopfte das Herz vor Stolz und Erwartung. Er streichelte lieblosend sein Gewehr und brachte Cornister, Mantel und Wehrgehänge in Ordnung; ihm war ganz feiertäglich zu Mute. Plötzlich fiel es ihm ein, sich bis auf die Nieren zu prüfen, ob er Angst habe. Aber er konnte nichts finden, nicht die geringste Spur, und er war schließlich überzeugt, daß ein Examen eine viel schrecklichere Sache sein müsse als die Erstürmung einer verschanzten Höhe.

Fritz Engerlin stürmte vorwärts, aber ihm war, als tue er nichts dazu, als würde er vielmehr von einem wunderbaren Orkan vorwärts getragen, immer vorwärts durch hagelnde Geschosse, die links und rechts seine Kameraden niederrißen. Das ganze Dasein, alles, alles Leben war auf dieses, eine zusammengedrängt: Vorwärts. Sie stürmten und sangen. Sie fielen und sangen ... Manche aber stürzten lautlos zusammen, den angefetzten Ton auf den geöffneten Lippen. Diese stürmende, singende Jugend wie ein Föhn, den Gott selbst losgelassen hat. Jünglinge, die einer Fliege nichts zuleide tun konnten, stießen die Bajonette in die Brust aufstöhnender Männer. Stießen und sangen. Und ihre Gesichter lächelten harmlos träumerisch, ganz unverzerrt ...

Aber auf einmal war die ganze Sache wie in den Erdboden versunken — nämlich für Engerlin. Nichts als riesengroße leuchtende violette Flecke, die sich in einem unendlichen schwarzen Raum endlos drehten.

Engerlin hat sich später oft den Kopf darüber zerbrochen, wie das zugegangen war; der ganze Sturmgriff war mit einem Male wie abgebrochen, einfach verschwunden, wie ein Bild von einer erleuchteten Wand verschwindet, wenn man das Licht abdreht; und er hatte doch gar nichts gespürt, rein gar nichts.

Seltames buntes Gewirr von Träumen, Halbschlaf, Fieberphantasien und Mattigkeit. Manchmal schimmert

schwach die Wirklichkeit durch den Fiebertraum. Draußen fliegen kahle Bäume und Telegraphenstangen. Unter einem weißen Häubchen ein gütiges Gesicht, das sich über das Bett beugt. Der Zug hält. Frauen schreiten nidend mit Gabentörchen von Bett zu Bett. Und wieder Schlaf. Man erwacht ein wenig und hält ein paar Blumen in der Hand . . . Wer sie wohl hergelegt hat, wer . . . ?

Als Engerlin aber aus dem Zuge ausgeladen wurde und durch die Straßen seiner Heimatstadt fuhr, da war er ganz wach und seine gespannten umherschweifenden Blicke sahen und umarmten alles.

Glückliche Tage waren das im Lazarett! Stundenlang sah seine Mutter am Bett und hielt die unzerschossene Hand in der ihren.

„Menschenkind, wie ein Sieb so durchlöchert hat man Sie aufgefeselt,“ sagte der Arzt, als ihn Engerlin nach seiner Verwundung fragte. „Einen Schuß in der Hüfte, einen im rechten Unterarm, einen im linken Schlüsselbein und einen — wahrscheinlich wegen der Symmetrie — im rechten Oberschenkel. Und Sie sind mit vier Kugeln im Leibe weitergelaufen, ohne etwas zu merken, — immer drauf los, bis Sie zusammenstürzten. Ihre Uniform war ganz vollgefogen von Blut.“

Eines Morgens, als er erwachte — es war wenige Tage vor seiner völligen Genesung — lag auf seiner Bettdecke das Eisenerne Kreuz. Niemand war in seiner Nähe. Die Saalgenossen schliefen noch. Er wagte nicht, es anzurühren. Mit einem unsäglichen Blick der Liebe sah er es fort und fort an. Freude, jubelnde Freude schloß ihm heiß zu Kopf. Dieses unerwartete Geschenk machte ihn so unermesslich glücklich; wie in seiner Kindheit war es, wenn er an seinem Namenstage beim Erwachen auf der Bettdecke einen ganzen Gabentisch von Geschenken aufgehäuft fand.

Dem jungen Engerlin war es ganz seltsam, ja beängstigend und peinlich zu Mute, als er die Mutter rechts, links der Vater, zum erstenmal ausging. Er hätte das Kreuz am liebsten am Herzen getragen, schon deshalb, damit es die Leute nicht sehen. Wie sie alle auf das Kreuz blickten. Es war, als ob es die Augen geradezu anzöge.

Einmal zeigten ein paar Schulknaben, vor Bewunderung flüsternd, mit den Fingern auf das Kreuz an seiner Brust, riefen plötzlich laut Hurra und ihre Augen blitzten. Einmal zog sogar ein alter Herr den Hut, blieb stehen und sah ihm sinnend nach. Engerlin wurde über und über rot. Sein Herz zuckte fast ängstlich und schmerzhaft bei den Gedanken, daß er etwa Großes, Herrliches auf seiner Brust trage. Und was hatte er getan? Gestürmt wie die anderen. Und die paar Bohnen? Nicht der Rede wert. Und daß er nichts gespürt hatte? Was war denn da Großes dabei, er war halt einfach so bei der Sache gewesen, daß er die paar Schrammen „übersah“.

Und daß er fast den Tod über den Haufen gerannt hätte!

Natürlich ging es den anderen Rittern des Kreuzes genau so mit den bewundernden, oft seltsam personenen, mitunter sogar ehrfürchtigen Blicken der Leute. Ihr, Ritter des Eisernen Kreuzes, wehrt ab und sagt: Was ist denn dabei, wir haben unsere Pflicht getan — punktum. Versteht uns nur, uns Heimgebliebenen. Für uns, die wir dem Alltagswerk nachgingen, während ihr dem Tode täglich, stündlich ins Gesicht saht, für uns ist dieses Zeichen ein Wunder in unserem Alltag, und die mit dem Kreuz geschmückt heimkehren, Helden. Wir wissen, daß der, der es trägt, viel, unendlich viel erlebt hat. Wir fühlen, daß ihr aus einer andern Welt kommt, wenn ihr verwundet, bleich und leuchtend und mit dem dunklen Kreuz auf der Brust heimkehrt. Wir blicken in unserer gesicherten Ruhe ehrfürchtig, sinnend, beschämt zu dem Kreuz empor, das sichtbar unsichtbar, groß und eisenhart am Himmel steht, und das, mit Todesmut erfochten, still, unscheinbar und mit dem Leuchten der Bescheidenheit die Heldenbrust schmückt.

Die übel ausgefallene Gewinnsucht.

Eine alte Kalendergeschichte.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges kam ein gewisser Mittelmeister in ein Wirtshaus. Einer der schon drinnen war und ihn hatte vom Pferde absteigen gesehen, ein Handelsmann, sagte, „daß das ein gar schöner Fuchs ist, wo Ihre Gnaden darauf hergeritten sind.“ „Gefällt er Euch,“ fragte der Offizier? „Daß ich hundert Stockprügel ausbiete, wenn er mein wäre,“ erwiderte der Händler. Der Offizier wedelte mit der Reitweilche an den Stiefeln. „Was brauchst's hundert,“ sagte er, „Ihr könnt ihn um fünfzig haben.“ Der Händler sagte: „Zehn's fünfzigwanzig nicht auch?“ — „Auch fünfzigwanzig,“ erwiderte der Mittelmeister, „auch fünfzig, auch fünf, wenn Ihr daran genug habt.“ Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte, „meinetwegen auch fünf,“ dachte der Händler, „hab' ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amtshaus in Göppingen ausgehalten, und bin doch noch munter.“ „Herr,“ sagte er, „Sie sind ein Offizier. Offiziers-Parole?“ Der Mittelmeister sprach: „Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr's schriftlich?“ „Lieber wär's mir,“ sagte der Händler. Also beschied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn dem Händler folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung, alsogleich als Eigentum zustellen. So geschehen da und da, den und den.“ Als der Händler die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel und der Offizier blieb ihm mit einem spanischen Rohr mitten auf das Hinterteil dergestalt, daß der Händler den sich selbst dachte: Der kann's noch besser als der Gerichtsdiener in Göppingen, und laut Anweih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeissen. Der Offizier aber feste sich und trant ruhig ein Schöpplein. „Wie thut's?“ Der Händler sagte: „Na wie thut's! geht mir die andern auch, so bin ich absolviert.“ „Das kann geschehen,“ sprach der Offizier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockweise daaegen zu sein schien, darauf feste er sich wieder und trant noch ein Schöpplein. Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Händler: „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden Dank wissen oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“ Da sagte der Offizier: „Mein Vetter, auf den fünften könnt Ihr lange warten“ und stellte das spanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Witten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens. Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus stützen mußte, der Händler aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verbessern, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Wenn's der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, daß er muß.“ Kurz, der Händler wartete vielleicht noch heute auf den fünften und auf den Fuchs, wenn er noch am Leben wäre. Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergiebt um Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.



Heitere Ecke.

Es herrschte dichter Nebel und der Dampfer hatte gestoppt, als die alte Dame den Kapitän fragte, warum sie nicht weiter führen. — „Ich kann flukaufwärts nichts sehen, gnädige Frau.“ — „Aber, Herr Kapitän,“ beharrte sie, „ich kann doch die Sterne über mir sehen.“ — „Ja, gnädige Frau,“ war die Entgegnung des Kapitäns, „aber bis der Kessel platzt, geben wir nicht in der Richtung.“

„Tochter,“ rief der Vater oben von der Treppe zur mitternächtlichen Stunde, „weiß der junge Herr nicht, wie man Gute Nacht sagt?“ — „Ob er es weiß?“ tönte die Stimme des jungen Mädchens aus dem dunklen Flur zurück. „O, das will ich meinen.“

„Ich habe Angst vor der Frau. Man sagt, sie sei eine Gedankenleserin.“ — „Nun, sie wird dich nicht belästigen.“